

Ein kurzer Kommentar zum Projekt eines schweizerischen Migrationsmuseums

Autor(en): **Hugger, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde = Folklore suisse : bulletin de la Société suisse des traditions populaires = Folclore svizzero : bollettino della Società svizzera per le tradizioni popolari**

Band (Jahr): **92 (2002)**

Heft [3]

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1003969>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein kurzer Kommentar zum Projekt eines schweizerischen Migrationsmuseums

Aus der Sicht der Volkskunde können wir die Idee, ein Museum zum Phänomen der Migration zu gründen, nur begrüssen und wärmstens unterstützen. Zumal diese Institution nicht nur museale Zielsetzungen verfolgen wird, sondern zu einem Ort der Reflexion, der wissenschaftlichen Dokumentation und Auseinandersetzung, etwa in Form von Kolloquien, und generell der kulturellen Begegnung werden soll. Die Migration in ihren vielfältigen Erscheinungsformen ist einer der wichtigsten Vektoren der gesellschaftlichen Veränderungen geworden, ein Phänomen, dessen Bedeutung dauernd wächst, und zwar akzeleriert. Es ist ein Rieselprozess, der unseren Alltag dauerhaft umformt. Über das Ausmass dieser Veränderungen geben wir uns erst richtig Rechenschaft, wenn wir sie über einen grösseren Zeitabschnitt betrachten. Ohne Zweifel hat unsere Kultur, und damit sind die westeuropäischen Staaten gemeint, nie einen solchen intensiven Transformationsprozess erlebt wie heute, dem sich keiner entziehen kann.

Migrationsphänomene sind anspruchsvolle und dankbare Forschungsthemen, für die gerade die ethnologischen Felder prädestiniert sind. Sie verlangen die Bereitschaft, die «Angst vor dem Feld» zu überwinden, zur Begegnung mit dem Fremden, sie setzen Sensibilität und Offenheit voraus, aber auch den Sinn für historische Perspektiven und Vergleichsmöglichkeiten.

Dass es gerade unter dem letzteren Aspekt immer wieder zu reizvollen und bereichernden Entdeckungen kommen kann, sei anschliessend an einem Beispiel gezeigt.

Ein Urner Pfarrer zieht Bilanz

Im VIII. Historischen Neujahrs-Blatt¹, hg. vom Verein für Geschichte und Alterthümer auf das Jahr 1902 (Altdorf 1901), veröffentlichte Anton Baumann, Pfarrer in Wassen, seine «Erinnerungen an die Eisenbahn-Bauzeit in Wassen (1880–82)» (S. 1–61). Baumann berichtet aus direkter Anschauung, und sein Text ist geprägt von Einfühlung und Anteilnahme, von Sympathie auch für die Menschen aus dem südlichen Nachbarland und vom Verständnis für ihre Sonderheiten, auch wenn er nicht ganz den damaligen Klischee-Vorstellungen enträt. Baumann möchte, so schreibt er, die damaligen Vorgänge «getreu nach ihren Licht- und Schattenseiten zeichnen» und fühle sich dazu berechtigt, da er Zeit und Gelegenheit gehabt habe, «sie nicht bloss in nächster Nähe mitanzusehen, sondern auch persönlich ein gutes Stück

¹ Das Urner Neujahrsblatt erschien von 1895-1931, und nach einem Unterbruch in Neuer Folge ab 1946 und ist heute beim 53./54. Band für 1998/99 (Druckjahr 2000) angelangt.

davon mitzuerleben». (S. 1) Gewisse Aspekte der Darstellung wirken auf uns heute befremdlich, so etwa die Tendenz, jeweils einen von Pathos geprägten dichterischen Kommentar anzufügen. Aber es ist mir aus dieser Zeit kaum ein Text bekannt, der so anschaulich und wirklichkeitsnahe das Arbeiten und Leben in den damaligen Italienerkolonien entlang der Gott-hardbahn-Baustelle einfängt. Umso erstaunlicher ist es, dass der Text ausserhalb Uri in der neueren Literatur zur Thematik unbeachtet geblieben und wohl in Vergessenheit geraten ist.

Pfarrer Anton Baumann war eine für das damalige religiöse und wissenschaftliche Leben in Uri bedeutende Persönlichkeit. Geboren 1839 in Altdorf, studierte er in Mailand, Innsbruck und am Priesterseminar Chur, wo er 1862 zum Priester geweiht wurde. Er begann seine seelsorgerische Tätigkeit 1862 in Göschenen, war von 1864–72 Pfarrer in Altdorf, anschliessend bis 1880 Professor und Rektor der dortigen Kantonsschule und daraufhin Pfarrer in Wassen. 1902 stürzte er auf einer Wanderung in der Schöllenschlucht über einen Felsen direkt in die Reuss. Baumann veröffentlichte u.a. eine Geschichte der Pfarrgemeinde Wassen im Historischen Neujahrs-Blatt auf das Jahr 1898.²

Ein paar Kostproben mögen das Gesagte veranschaulichen. Nach der Schilderung der Arbeitsvorgänge bei den Mineuren, Maurern, Steinmetzen, Schotterern (Italiener) und der bei den Eisenbrücken Beschäftigten (Deutschen) kommt Baumann auf das Alltagsleben zu sprechen («Ruhe und Erholung»), etwa die Zubereitung des Essens, der Polenta hauptsächlich, bei der noch mit blossen Fingern zugegriffen wird: «Ueber das auflodernde Feuer wird der Kessel gesetzt. Man füllt Wasser ein, rührt in das strudelnde Wasser Türkenmehl, quirlt die sich verdichtende Masse mit einem knotigen Tannenaste um, wobei das Salz nicht gespart, wohl aber aus klingenden Gründen Butter und Schmalz durch das Harz ersetzt wird, das die Naturkelle ausschwitzt.» (S. 9)

Die Eisenbahnarbeiter sind fromme Leute, sie besuchen fast lückenlos den sonntäglichen Gottesdienst: «Nach angehörtem Vormittagsgottesdienst legten sich die ältern, gesetzten Männer bei günstiger Witterung im Freien zum friedlichen Schlummer hin, mit Vorliebe im weichen Gras hinter einem schützenden Stein in malerischer, unnachahmlicher Körperlage. Die jüngern, rüstigen Burschen dagegen vertrieben sich die Zeit je nach Laune und Wetter entweder im volksthümlichen Boccio oder im lärmenden alla mora, mit Besuchen auf dem Gottesacker und im Eisenbahnsptal, in Besichtigung der ausgestellten illustrierten Schriften oder in Musterung der ihnen aufge-drängten pietistischen Traktätlein, um sie nachher zu landwirtschaftlichen Zwecken zu verwerten.» (S. 12f.)

Der Zahltag alle vier Wochen verwandelte die Szene: «Den ganzen Vormittag über waren die Losbureaux von den beehrlichen Arbeitern belagert

² Ich entnehme diese Angaben einem Auszug aus dem Verzeichnis der Geistlichkeit in Uri, den mir Peter Raubik vom Staatsarchiv Uri in freundlicher Weise übermittelt hat.

und bestürmt. Man sah vergnügte und missvergügte Gesichter herauskommen; man hörte reklamieren und räsionieren. Die Soliden befriedigten die Quartiergeber und Geschäftsleute und übergaben den Rest dem Postamt an die lieben Ihrigen in der fernen Heimat. Die Luftigen und Lustigen trugen den Löwenanteil des Goldsegens schnurstraks in die Kneipen und Schenken, allwo an Lockvögeln verschiedenster Gattung kein Mangel war.» (S. 13) «Doch gehörten Schlägereien und Messerten eher zu den Seltenheiten.»

Eingehend wird auch das kirchliche Leben beschrieben. «Das Betragen im Gotteshause war im allgemeinen ein durchaus würdiges. Jene, welche in den Bänken keinen Platz mehr fanden, blieben geduldig in den Gängen stehen oder knieten auf die harten, kalten Steinplatten und harrten in dieser ermüdenden Stellung von Anfang bis zu Ende aus, manchmal sogar noch mit ausgespannten Armen. Vor den Kirchentüren stellte sich nur auf, wer nicht mehr ins Innere zu dringen vermochte. Wahrlich, diese Leute gaben unserer Bevölkerung bezüglich Andacht, Ehrerbietigkeit und Ausdauer ein erbauliches, nachahmungswürdiges Beispiel.» (S. 14f.) Nebst der Erwähnung des altertümlichen, auch bei den Eidgenossen vor dem Beginn einer Schlacht üblichen Betens mit zertanen Armen spielt hier Baumann offenbar auf die Gewohnheit vieler Urner Männer von damals an, dem Gottesdienst ausserhalb des Kirchenraums beizuwohnen, mindestens bis zum Ende der Predigt, eine Gewohnheit, wie ich sie noch im Amden der 1950er Jahre beobachtete.

Nach einem Seitenblick in die Schule, wo sich eine «babylonische Sprachverwirrung bemerklich» machte, kommt Baumann auf «Krankheit oder Verwundung, Genesung oder Tod» zu sprechen. Bei den spitalärztlichen Installationen spart er, nebst anerkennenden Worten, nicht mit Kritik: «Was mir am Eisenbahnsptal nicht einleuchten wollte noch konnte, war der Umstand, dass man ihn anfänglich auch zu einer Augenheilanstalt stempelte. Die Augenheilkunde ist und bleibt denn doch meines Erachtens eine Spezialität, die allein schon ein Menschengehirn auf Lebenslänge vollauf in Anspruch nimmt. Mehr als ein Arbeiter, dem vielleicht gleich anfangs unter der kundigen, gewandten Hand eines Augenarztes geholfen worden wäre, kehrte nach Wochen und Wochen hiesigen Aufenthalts hoffnungsleer in die Heimat zurück, so dass bei seinem Anblicke jedem Menschenfreund das Herz im Leibe blutete.» (S. 31) Und er führt ein entsprechendes Beispiel an.

Probleme gab es auch auf den Friedhöfen, deren Kapazität durch die Fremdbestattungen bald überfordert war. Von 1872–75 mussten in Göschenen «mehr als 70 teils an Verwundung, teils an Krankheit verstorbene fremde Personen» bestattet werden, in Wassen waren es zwischen 1877 und 1880 zirka 40. «Schon lange konnten wir die Kindsleichen nur mehr auf Erwachsene versenken und nun erklärte der Totengräber, sein Erfindungsgeist sei zu Ende, d.h. wir müssten die neue Abteilung für die Fremden nunmehr in Anspruch nehmen, falls er nicht die hiesigen Geschlechter aus dem uralten, väterlichen Erbe verdrängen sollte.» (S. 43) Der angestammte Friedhof mit seiner geheiligten Erde als väterliches Erbe!

«Das muss man auch den Italienern lassen: sind sie einander im Leben befreundet, so vergessen sie einander nach dem Tode nicht so leicht. Wir hat-

ten Sterbfälle, wo Verwandte und Bekannte die Arbeit stocken liessen, sogar von Göschenen und Amsteg schaarenweise herbei geeilt kamen, um den Dahingeschiedenen die letzte Ehre, den letzten Liebesdienst zu erweisen. Da durften brennende Kerzen, durfte besonders die Trauermusik nicht ausbleiben. Aber diese Trauermärsche, noch mehr das taktmässige Auftreten der Leichenträger und Begleiter machte auf mich stets einen fast bemühenden Eindruck. Die brennenden Kerzen liess ich mir um so lieber gefallen, als sie nach dem Auslöschen der Pfarrkirche geschenkt zu werden pflegten. Hingegen die rauschende Blechmusik eignet sich doch wohl eher für Militär- als Civilbegräbnisse. Welch' wohltuenden Gegensatz bildete daneben der von klangvollen, silberhellen Italiener Kehlen mehrstimmig gesungene Busspsalm: «Miserere mei, Deus! – Erbarme dich meiner, o Gott!» (S. 44f.) Baumann spielt hier auf die Bestattungsgewohnheiten nach ambrosianischem Ritus an.

In der «Nachlese» kommt der Verfasser auf die «Spekulationswut» zu sprechen, welche eine zeitlang die Preise, auch für Lebensmittel, in die Höhe trieb, bis die Baugesellschaft intervenierte. «Einzelne grössere Geschäfte liessen, um die Arbeiter an sich zu fesseln, eigenes Kupfer-, Nickel- und Messinggeld schlagen, das natürlich anderswo ausser Kurs stand.» (S. 51)

Diese wenigen Splitter mögen als Hinweis genügen, dass solche Texte, bei allen zeitbedingten Schwächen, Wertvolles gerade zum Vergleich mit späteren Entwicklungen beisteuern. Wir dürfen von der Migrationsforschung in ihrer kulturwissenschaftlichen Ausrichtung noch einiges erwarten.

Prof. Dr. Paul Hugger, rue J.-Chardonne 9, 1803 Chardonne